

Mythos 1989

Öffentliches Erinnern an die Europäische Revolution von 1989

Martin Jankowski, Berlin

Im Frühjahr 1989 begann mit der Regierungsbeilegung der *Solidarność* in Polen ein politischer Umbruch, der sich über Ungarn fortsetzte und im August die DDR erreichte. Die Legitimität der Alleinherrschaft sozialistischer und kommunistischer Parteien wurde offen angezweifelt: Die Bevölkerung Osteuropas, gefangen in der sowjetischen Sackgasse, stellte die Machtfrage. Die Tschechoslowakei folgte im Spätherbst, doch bevor der Umsturz 1989 auch die Straßen Rumäniens, Bulgariens sowie des Baltikums oder Albaniens endgültig erfasste, erreichte er am 9. November – Westeuropa. Die Revolution wurde zu einem gesamteuropäischen Prozess und veränderte Ost wie West so umfassend, wie kein anderes Ereignis seither. Viele Jahre war Europa damit beschäftigt, die Folgen dieses Umsturzes zu bewältigen. Im Großen wie im Kleinen sortierte man die eigene Existenz und das Zusammenleben neu. Michail Gorbatschows Traum vom »Gemeinsamen Haus Europa« wurde wahr, allerdings unter gänzlich anderen Voraussetzungen und ohne die Russen. 20 Jahre später scheint der Abstand groß genug zu sein, um zurückzuschauen und sich gemeinsam einen Überblick zu verschaffen über das komplexe Geschehen von damals. Erinnern ist Trumpf zum 20. Jahrestag. Und alle Welt ist dabei, wie im Herbst 2009 die Flut an Veranstaltungen und Veröffentlichungen rund um den Globus zeigte. 1989 ist ein Mythos.

I.

Im deutschen Diskurs des Gedenkens waren 2009 zwei interessante Phänomene dominant: Zum einen hat sich die Bezeichnung »Friedliche Revolution« für den Machtwechsel in der DDR etabliert, zum zweiten setzte sich eine gesamteuropäische Wahrnehmung von 1989 durch: Die Revolution ist auch in der allgemeinen öffentlichen Wahrnehmung mittlerweile nicht mehr nur »Sache des Ostens« – Schulen, Vereine und Akademien feierten unaufgefordert ebenso im Ruhrgebiet oder in Baden Württemberg; selbst in Singapur, Los Angeles oder Rom fanden Symposien zum Thema statt. Dies sind relativ neue Entwicklungen, die bei vergleichbaren früheren Jubiläen und Darstellungen zum selben Anlass (etwa den adäquaten Feierlichkeiten des Jahres 1999 und damaligen medialen und wissenschaftlichen Reflexionen) keine prägende Rolle gespielt hatten. Die epochemachenden Konturen von 1989 treten offenbar erst jetzt klarer hervor.

Dass sich der Begriff »Friedliche Revolution« durchsetzen konnte, hat sicherlich nicht nur daran gelegen, dass dank fleißiger Historiker nun auch allgemein bekannt wurde, woher der bislang gebräuchlichere Begriff »Wende« stammt: Aus der Antrittsrede Egon Krenz', der damit am 18. Oktober 1989 seine angeblich neue Regierungspolitik bezeichnete, die de facto allein dem unbedingten Machterhalt der SED galt. Dass erst nach dieser »Wende« ein systemum-

stürzender Machtwechsel erzwungen wurde, steht mittlerweile außer Frage. Der Begriff »Revolution«, der notwendiger Weise immer auch den Zusammenbruch alter Ordnungen enthält, war selten so angemessen, wie für die gegen ein bis an die Zähne bewaffnetes internationales Machtsystem auf den Straßen gewonnenen Auseinandersetzungen von 1989, die letztlich eine neue Weltordnung schufen. Dass dabei auch begünstigende äußere Bedingungen herrschten, war kein Manko, sondern Voraussetzung (nicht nur) dieser Revolution.

Die damaligen Ereignisse im Nachhinein jedoch als »friedlich« zu bezeichnen, erscheint auf den ersten Blick eher fragwürdig. In der DDR gab es 1989 bekanntlich vielfach Polizeigewalt und Massenverhaftungen, etwa im September und Oktober bei den Leipziger Montagsdemonstrationen oder während des 40. Jahrestages der DDR in Berlin, Leipzig, Dresden, Plauen, Karl-Marx-Stadt und anderswo. Anfang Oktober tobten gewaltsame Unruhen am Dresdner Hauptbahnhof, als wegen der Prager Flüchtlingszüge bei Straßenschlachten Steine und Molotowcocktails flogen und der Dresdner SED-Bezirkschef Hans Modrow die Nationale Volksarmee zur Verstärkung rief. Weiter im Osten verlief die Revolution noch im Dezember 1989 blutig und forderte nicht nur in der rumänischen Hauptstadt Bukarest zahlreiche Verletzte und Tote. Friedlich war diese Revolution also durchaus nicht zu jeder Zeit und überall.

Doch für Deutschland trifft die Bezeichnung »Friedliche Revolution« seit dem Abend des 9. Oktober 1989 voll und ganz zu. Nachdem auf den Straßen Leipzigs ca. 70 000 Demonstranten aus allen Teilen des Landes durch ihre Überzahl die geplante gewaltsame »endgültige« Niederschlagung der Protestbewegung durch die »bewaffneten Organe« unmöglich machten, schwollen die Demonstrationszüge im ganzen Land zur Massenbewegung an, sodass die SED-Regierung nicht mehr in der Lage war, gewaltsam dagegen vorzugehen. Mittels zivilen Ungehorsams wurde das SED-Regime innerhalb von vier Wochen von der eigenen Bevölkerung entmachtet, ohne dass auch nur ein einziger Stein flog. Dass ein – damals durchaus denkbarer – Bürgerkrieg nicht ausbrach, ist nicht nur den friedlichen Demonstranten zu verdanken. Auch von staatlich-militärischer Seite handelte man letztlich

besonnen, ebenso verloren die in Deutschland stationierten Siegermächte des Zweiten Weltkriegs ihre Nerven nicht. Zu groß war auf allen Seiten die Angst vor den weltpolitischen Folgen lokaler gewaltsamer Unruhen direkt am Eisernen Vorhang.

Exakt vier Wochen nach dem Leipziger »Tag der Entscheidung« bewirkte das (vom Druck der Straße erzeugte) Chaos im zusammenbrechenden »Staatsapparat«, dass dieser Eiserner Vorhang plötzlich, und früher als von der bedrängten SED als letzter Ausweg geplant, gelüftet werden musste. Noch im Moment des plötzlichen Mauerfalls hat sich die deutsche Revolution von 1989 das Attribut *friedlich* verdient: Auch der 9. November 1989 forderte keine Opfer. Der Kalte Krieg war über Nacht vorbei, ohne dass er – wie jahrzehntelang befürchtet – in einen Heißen umgeschlagen war. Tote gab es in diesem historischen Prozess erst wieder, als Ende November 1989 die heranstürmenden Massen im Leipziger Hauptbahnhof eine wartende Frau auf die Gleise stießen, während der Sonderzug einfuhr, der sächsische Besucher auf den Ku'damm nach West-Berlin bringen sollte – ins neue Europa.

II.

Das Erinnern an 1989 hat im letzten Jahr eine fast unüberschaubare Vielzahl an Veranstaltungen, Kongressen, Büchern, Filmen und Forschungsprojekten hervorgebracht. Auch jenseits staatlicher Vorgaben starteten viele Städte und Gemeinden, Schulen, Kulturinstitutionen und Kirchgemeinde eigene Initiativen und machten das Gedenken zu einem lebendigen Erkenntnisprozess für viele im ganzen Land. Neues oder bisher wenig Bekanntes über die Umbruchzeit wurde publik gemacht und diskutiert, komplexe Hintergründe wurden genauer beschrieben, Alltagsplätze erhielten durch persönliche Schilderungen ein konkretes Gesicht, es offenbarten sich neue Perspektiven der Bewertung.

Rainer Eckert hat an dieser Stelle die herausragenden deutschen Projekte und Veröffentlichungen hierzu ausführlich benannt.¹ Allerdings findet sich

¹ Rainer Eckert, Das »Erinnerungsjahr 2009«. 60 Jahre Bundesrepublik und 20 Jahre Friedliche Revolution, in: DA 42 (2009) 6, S. 1069–1078. Das Folgende ebd., S. 1071.

in seinem hervorragenden Überblick auch ein kryptischer Absatz: Unvermittelt weicht Eckert kurz von seinem Thema ab, in dem er nebenbei vor einer angeblich drohenden »Kannibalisierung« der Erinnerung warnt, weil nun der 9. Oktober 1989 auch auf Veranstaltungen in Berlin als bedeutendes Datum der Revolution gewürdigt worden sei. Warum er darin ein »menschenfresserisches« Problem sieht, erklärt Eckert nicht. – »Endlich!«, muss man ihm entgegenhalten. Die Künstlernacht der deutschen Akademie der Künste am 9. Oktober zum Gedenken an den Leipziger Durchbruch (angeregt vom Schriftsteller Ingo Schulze) beispielsweise gehörte zum Besten, was am Brandenburger Tor bislang zum Gedenken an 1989 geboten wurde. Mitnichten kannibalisch, vielmehr begrüßenswert ist es also, dass Berlin das Konkurrenzdenken in dieser Sache überwindet und sich endlich daran erinnert, wem es seine neue Freiheit letztlich verdankte. Denn was man bislang gern verschwie: 1989 gab es nach dem Leipziger Vorbild überall im Land Montagsdemonstrationen, nicht jedoch in Berlin. Auch der Abend zur Rolle »Sachsens als Wiege der Friedlichen Revolution« am 1. Oktober in Berlin (in der sächsischen Landesvertretung) gehörte zu den Sternstunden lebendigen Erinnerns, denn hier wurde ohne die Eitelkeiten vermeintlicher Heldenstädte ein faktenreiches Gesamtbild der Dynamik von 1989 gezeichnet, das in dieser Form bisher selten gewürdigt wurde – und dies unerwarteterweise ausgerechnet in der Hauptstadt. In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass man sich differenziertes Wissen über die komplexen Vorgänge von 1989 noch vielfach und vielerorts »kannibalisch« aneignen wird.

III.

Zwei Orte und zwei Termine mit überraschender Wirkung ragten im letzten Jahr aus der Fülle öffentlichen deutschen Gedenkens: Das Leipziger Lichtfest am 9. Oktober und die Berliner Gedenkfeiern zum Mauerfall am 9. November. Die Tatsache, dass die Mauer nicht etwa wegen der Schusseligkeit eines Politbürokraten fiel, sondern dank des Drucks, den die ostdeutschen Demonstranten auf den Straßen der Provinz erzeugten, war bereits vielen bekannt. Dass aber der entscheidende Durchbruch der Demonstranten schon vier Wochen zuvor am 9. Oktober in

Leipzig errungen worden war, hat sich erstmals mit dem Gedenkerbst 2009 im öffentlichen Bewusstsein der Deutschen verankert. Filmdokumentationen wie »Das Wunder von Leipzig« (Sebastian Dehnhardt/Matthias Schmidt, MDR 2009), »Wir sind das Volk! Leipzig – Wege zur Freiheit« (Gerold Hofmann, RTL 2009) oder »Auf Messers Schneide« (Mario Sporn, ZDF 2009) machten die Hintergründe und Akteure dieses Tages mit großem Erfolg endlich ebenso bekannt wie manche Bücher, etwa die Autobiografie des Nikolaikirch-Pfarrers Christian Führer (Und wir sind dabei gewesen. Die Revolution, die aus der Kirche kam, Berlin 2009) oder Thomas Mayers biografische Skizzen wichtiger Leipziger Oppositioneller von damals (Helden der Revolution. 18 Porträts von Wegbereitern aus Leipzig, Leipzig 2009). Die Bedeutung des 9. Oktobers 1989 wurde im Gedenkjahr allgemein erkannt, und er wird nun einen angemessenen Platz im öffentlichen Geschichtsbild der Deutschen finden.

Der deutlichste Beweis für die Wahrnehmungsverschiebung waren die Gedenkveranstaltungen am 9. Oktober 2009 in Leipzig selbst. Schon der Festakt im Gewandhaus, in Anwesenheit der Bundeskanzlerin, geriet mit der Musik des Gewandhausorchesters unter Kurt Masur und der umstrittenen Ansprache des Bundespräsidenten Horst Köhler, vor allem aber dank der klugen und leidenschaftlichen Rede des Politikers Werner Schulz zu einer äußerst lebendigen Veranstaltung.² Die überfüllte Nikolaikirche hingegen blamierte sich an diesem Tag mit einem nichtssagend steifen Friedensgebet und vor allem damit, dass ausgerechnet der einstige Bischof Christoph Kähler eine müde Ansprache hielt, der Ende der Achtziger etliche Leipziger Friedensgebetsaktivisten der ersten Stunde vom Theologiestudium exmatrikuliert hatte. Vom lebendigen Geist der ursprünglichen Friedensgebete war nichts zu spüren, stattdessen gespreizter kirchenmusikalischer Neutöner-Pomp und eitle Amtsbetulichkeit. Doch der Geist wehte schon

2 Köhler hatte, veraltete Quellen zitierend, fälschlich behauptet, am 9. Oktober 1989 seien in Leipzig Panzer aufgefahren und massenhaft Leichensäcke bereitgehalten worden. – Die Rede Werner Schulz', Was lange gärt, wird Mut, ist dok.: DA 43 (2010) 1, S. 23–27.

damals vor allem draußen auf den Straßen und so geriet auch das anschließende, von der Stadt Leipzig und der *Initiative Herbst '89* veranstaltete »Lichtfest 2009: Aufbruch Leipzig – 20 Jahre Friedliche Revolution und Einheit Europas« zu einem bewegenden und äußerst gelungenen Volksfest. Waren am entscheidenden Montag vor zwanzig Jahren etwa 70 000 Demonstranten auf den Straßen gewesen (eine Zahl, welche die bereitstehenden bewaffneten Kräfte damals zum Aufgeben zwang), so zogen zum Lichtfest 2009 nahezu 150 000 Besucher gemeinsam um den Leipziger Innenstadtring – um an den glücklichen Triumph von damals zu erinnern und ihre heutige Haltung zu 1989 öffentlich zu demonstrieren. Mehr als die doppelte Anzahl der Demonstranten von 1989 erneuerte und bestätigte so am 9. Oktober 2009 auf den Straßen Leipzigs ihre Haltung zur Friedlichen Revolution. Audiovisuelle Installationen erinnerten an die bedrohlichen Umstände von damals, und viele der Teilnehmer berichteten danach bewegt und begeistert von dieser größten nichtstaatlichen Gedenkveranstaltung für 1989.

Doch nicht nur der Leipziger »Tag der Entscheidung« wurde endlich gebührend gewürdigt, auch die eigentlichen Vorreiter und Protagonisten der damaligen Oppositionsbewegung durften aus dem Schlag Schatten überkommener Medienklischees treten. Galt für Leipzig bislang vor allem der 1989 eher moderierende Nikolaipfarrer Christian Führer als »Vater der Revolution«, wurde nun allgemein erkannt, dass weniger bekannte Oppositionelle, wie Pfarrer Rolf-Michael Turek, die Theologiestudenten Jochen Läßig und Rainer Müller, die Gemeindeassistentin Brigitte Moritz oder der Zahnmedizinstudent Michael Arnold, in Leipzig jahrelang weit mehr riskiert hatten als nur einen Streit mit dem Kirchgemeinderat. Und endlich erfuhr auch die breite Öffentlichkeit, dass der eigentliche Begründer der Friedensgebete ein anderer engagierter Leipziger Friedenspfarrer und Menschenrechtsaktivist war: Christoph Wonneberger, den die Kirche zeitweise suspendiert hatte und der im Herbst nach einem Schlaganfall sein Sprachvermögen verlor und deshalb endgültig aus dem kirchlichen Dienst entlassen wurde. Als Wonneberger 1985 die Lukasgemeinde in Leipzig-Volk Marsdorf übernahm, versuchte er, die unbedeutenden Friedensandachten

wiederzubeleben, die seit der Friedensdekade von 1982 in einer kleinen Seitenkapelle der Nikolaikirche stattfanden, was Schritt für Schritt auch gelang. Als seit Januar 1988 eben diese Friedensgebete plötzlich landesweit gesellschaftliche Bedeutung erlangten, erschrak die Amtskirche. Landesbischof, Superintendent und Gemeinderat versuchten auf verschiedenste Weise, die Friedensgebete wieder zu »entschärfen«, letztlich auch indem man Wonneberger und die veranstaltenden Basisgruppen aus der Nikolaikirche verbannte, wenngleich vergebens. Die Geschichte der Leipziger Friedensgebete erweist sich überraschender Weise nicht nur als eine Geschichte der politischen Emanzipation kritischer Bürger gegenüber der SED: Voran ging dieser zunächst die lokale Geschichte der Emanzipation von christlichen Leipzigern gegenüber Kirchenfunktionären. Erst als sich die engagierten Christen der Stadt mühsam das Rederecht in der Nikolaikirche wieder erstritten hatten, eroberten die Demonstranten die Straßen. Die Friedensgebete als eine von Christoph Wonneberger angeregte, liturgisch eigenständige und höchstwirksame Form gesellschaftspolitischen Engagements sind nicht nur theologisch bedeutsam, sondern auch ein bemerkenswerter deutscher Beitrag zur Geschichte des zivilen Ungehorsams. Die Friedensgebete und die daraus hervorgegangene Losung »Keine Gewalt!« wurden mit dem Ende des Kalten Krieges zu Symbolen der friedlichen Konfliktlösung; diese Art des politischen Widerstands hat über Europa und das 20. Jahrhundert hinaus Schule gemacht.

IV.

Selbstverständlich war das Gedenken an 1989 in seiner Vielfalt auch 2009 nicht ganz frei von hohlen Gesten und Eitelkeiten mancher Personen, Kommunen und Institutionen. Vor allem die evangelischen Kirchen in Deutschland gebärden sich im Überschwang seliger Erinnerung nicht selten so, als wären sie damals nicht vor allem tolerierender Schutzraum für eher unbequeme Aktivisten gewesen, sondern als hätten sie den deutschen Anteil der Revolution selbst erdacht, geleitet und durchgeführt. »Die friedliche Revolution wurde von Pfarrern und Pastoren initiiert«, tönte das evangelische Magazin *Chrismon* grob faktenwidrig auf dem Cover seiner »Wende«-An-

thologie zum Jubiläum.³ »Die Revolution, die aus der Kirche kam« untertitelt, ebenso waghalsig, der damalige Pfarrer der Leipziger Nikolaikirche seine bereits erwähnte Autobiografie, obwohl Führer darin beschreibt, wie die Masse der Demonstranten zu Zehntausenden vor den Kirchen wartete, bis die Minderheit der christlichen Mitrevolutionäre ihr Gebet beendet hatte, damit die friedliche Revolution endlich losgehen konnte. Diese Revolution brauchte keine Führer, erinnerte Werner Schulz deshalb auch zu Recht – mit einem verschmitzten Seitenblick in Richtung Christian Führer – anlässlich seiner Gedenkredede im Gewandhaus an die reale Faktenlage.⁴ Und erntete Beifallsstürme vor allem auf den hinteren Rängen, wo die namenlosen Straßenoppositionellen von einst platziert waren. Die Erinnerungsarbeit von 2009 brachte ins öffentliche Bewusstsein, dass die wenigsten damals aktiven Oppositionellen evangelische Pastoren und die meisten ebensowenig Berliner waren. In Leipzig etwa bestimmten Frauen wie Gesine Oltmanns und Katrin Hattenhauer, von denen bisher selten die Rede war, 1989 das Geschehen. Selbst Katholiken spielten eine Rolle, etwa der damalige Dresdner Kaplan Frank Richter, der Anfang Oktober 1989 durch die Mitbegründung des legendären Sprecherkreises der Demonstranten, der *Gruppe der 20*, die Gewalt in Dresden stoppen half, oder der Berliner Filmemacher Konrad Weiß, der schon im September die Bewegung *Demokratie jetzt* ins Leben gerufen hatte. Dokumentationen wie die große Ausstellung zur »Friedlichen Revolution 1989/90« auf dem Alexanderplatz belegen es: Die eigentlichen politischen Entscheidungen fanden 1989 auf den Straßen statt. Und die überwältigende Mehrheit der mit der SED-Politik unzufriedenen Demonstranten war weder getauft noch gewaltbereit.⁵

Die Berliner Perspektive auf das Jahr 1989 war lange Zeit nicht frei von einer gewissen Selbstüberschätzung, besonders für die Zeit vor dem Mauerfall. Vor allem die große Demonstration am 4. November auf dem Alexanderplatz erscheint in den Augen vieler Ost-Berliner als das bedeutendste Ereignis neben dem Mauerfall. Diese offiziell von der sozialistischen Theatergewerkschaft veranstaltete Großkundgebung, zu der in Ost-Berlin erstmals frei gestaltete Transparente gezeigt werden durften, war in der Tat von unge-

wohnter Meinungs- und Redefreiheit, lief aber nach einer Choreografie, die es auch Stasi-General Markus Wolf oder SED-Chefpropagandist Günter Schabowski ermöglichte, sich als Revolutionsredner zu versuchen. SED-Vormann Gregor Gysi durfte ausgiebig seinen neuen Chef Egon Krenz loben, und die dominierende Botschaft dieses live vom DDR-Fernsehen übertragenen Ereignisses war, dass sich einiges im Lande ändern müsse, das Wichtigste jedoch der Erhalt des Sozialismus sei, wie es der Aufruf »Für unser Land« von Christa Wolf und Stefan Heym wenig später zum Ausdruck brachte. Zur Aufklärung der Legenden vom 4. November hat unter anderem das hervorragend recherchierte Buch »Endspiel« des Berliner Historikers Ilko-Sascha Kowalczyk beigetragen, der nachweist, dass die damalige Teilnehmerzahl keineswegs eine halbe oder gar eine Million betragen haben konnte, wie vielfach kolportiert, sondern wahrscheinlich unter 200 000 lag.⁶ Hier wird deutlich, welches Gewicht die ebenfalls von Leuten aus dem ganzen Land besuchten wöchentlichen Leipziger Montagsdemonstrationen besaßen: Etwa 100 000 ostdeutsche Gegner der SED-Politik waren beispielsweise am 16. Oktober, jeweils 300 000 am 23. und 30. Oktober und fast 500 000 am 6. November 1989 auf dem Leipziger Ring unterwegs.⁷ Sollten diese Zahlen stimmen, dann lautet eine Erkenntnis des Jahres 2009, dass die größten Demonstrationen der DDR-Geschichte tatsächlich im maroden Leipzig und nicht auf dem schmucken Berliner Alexanderplatz stattgefunden haben.

3 Arnd Brummer (Hg.), Vom Gebet zur Demo: 1989 – die friedliche Revolution begann in den Kirchen, Frankfurt a. M. 2009.

4 Schulz (Anm. 2), S. 25.

5 Der Anteil der Kirchenmitglieder in der DDR betrug 1989 kaum 30%; etwa 25% waren evangelisch, ca. 4% katholisch, etwa 70% der Ostdeutschen konfessionslos: Detlef Pollack, Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR, Stuttgart 1994, S. 374.

6 Ilko-Sascha Kowalczyk, Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, München 2009, S. 452.

7 Vgl. Hartmut Zwahr u. a., Friedliche Revolution 1989/90 in Sachsen, Leipzig/Dresden 2009, S. 23.

V.

Erst der Mauerfall am 9. November 1989 war der Moment, in dem die friedliche Revolution europäisch und damit auch für die übrige Welt sichtbar wurde. An diesem Tag verband sich das Schicksal Osteuropas wieder mit dem der Welt. Deswegen war es folgerichtig, dass die offiziellen deutschen Gedenkfeiern 2009 am 9. November stattfanden und am Brandenburger Tor ihren Höhepunkt erreichten. Diese Symbole wurden von aller Welt verstanden, und nicht nur unter den Staatsgästen aus 30 Ländern, sondern auch unter den zehntausenden Zuschauern der Feier befanden sich trotz strömenden Regens zahlreiche ausländische Besucher, die aus Begeisterung für den Mythos 1989 eigens für diesen Tag angereist waren. Offensichtlich wollte niemand bei diesem Fest fehlen: weder Michail Gorbatschow und Dmitri Medwedjew noch Gordon Brown und Hillary Clinton, Barack Obama schickte eine Videobotschaft. Und Nicolas Sarkozy rief bei dieser Gelegenheit auf dem Pariser Platz: »Wir sind Brüder, wir sind Berliner!«, und flunkerte später, er sei am 9. November 1989 sogleich nach Berlin geeilt und habe sich persönlich als Mauerspecht betätigt. Sarkozy zeigte so auf fast schon rührende Weise, dass der Mythos 1989 längst auch in Frankreich seine Wirkung entfaltet hat und die damals grassierende Angst vor einem vereinten Deutschland als einem »Vierten Reich« heute geradezu lächerlich erscheint. Dabei fürchteten sich 1989 nicht nur Franzosen und Briten vor einem geeinten Deutschland, auch eine große Mehrheit der Linken in Deutschland dachte damals so. Die deutsche Einheit wurde erst mit dem Dresdner Auftritt des westdeutschen Bundeskanzlers Helmut Kohl im Dezember 1989 ein ernstzunehmendes Ziel der nunmehr europäischen Revolution. Entschieden haben über dessen Verwirklichung dann allerdings die Ostdeutschen selbst – bei ihrer ersten freien Wahl am 18. März 1990.

Von der »Boulevardisierung und Privatisierung einer Revolution« schrieb kürzlich Thomas Moser an dieser Stelle⁸ über das staatliche Mauerfall-Gedenken am Brandenburger Tor. Seine kritischen Beobachtungen treffen durchaus zu, doch Mosers Bewertung greift zu kurz. Denn was bedeutet es, wenn ein historisches Ereignis auch mit einer volkstümlichen Thomas Gottschalk-Show gefeiert wird? Popularität ist

formell selten erlesene Hochkultur. Über Geschmack lässt sich streiten, doch dass das Gedenken von 1989 auch im medialen Mainstream der Gesellschaft ankommt, muss kein schlechtes Zeichen sein. Statt dem feierwilligen Volk vorzuschreiben, wie es den Mauerfall angemessen zu begehen hätte, kann man sich darüber freuen, dass sich 20 Jahre danach so viele freuen und, wie auch immer, feiern möchten. Otto Normalverbraucher und Lieschen Müller einzuladen und bei der Gedenkfeier durch Unterhaltung zu erfreuen, muss keine schlechte Idee sein, selbst wenn sich manches besser machen ließe. Die Formen des Gedenkens sind vielfältig.

Selbst dass die kommerzielle Werbung mit allerlei Revolutionsgetöse auf den Jubiläumsszug aufsprang, muss man nicht – wie Moser – als böses Omen werten: Werbung greift selten staatlich-offizielle Themen und Kampagnen ernsthaft auf, sondern karikiert sie lieber und setzt eher opportunistisch bei erfolgreichen Themen an, an denen ein echtes Interesse der Massen besteht. Insofern ist der übernommene oder ironisch weitergesponnene Revolutionsjubiläum der Werbekampagnen geradezu ein Indiz dafür, dass das Gedenken weit mehr war, als eine pflichtgemäße Staatskampagne. Es wurden offensichtlich »zielgruppenrelevante« Emotionen angesprochen. Ob sich das wirklich auf Werbezwecke übertragen lässt, ist eine andere Frage.

Doch auch die locker-symbolische Inszenierung des Mauerfall-Gedenkens mit Riesenmarionetten, mannhohen Dominosteinen, Ossi-Techno auf Weltniveau (Paul van Dycks Auftragswerk »We are one«) und Ami-Pop (Bon Jovi »We weren't born to follow«) muss trotz ästhetischer Einfachheit nicht nur Unbehagen auslösen. Dass der fast schon vergessene, zuletzt gar umstrittene Pole Lech Wałęsa und der ehemalige ungarische Ministerpräsident Miklós Németh die Reihe der Dominosteine anstießen, war – in der Sprache der Fernsehbilder, denen diese Inszenierung galt – durchaus eine wichtige und im gesamtdeutschen Helden-taumel durchaus notwendige historische Anmerkung und Anerkennung. Natürlich ließe sich bemängeln, dass dann ebenfalls der ungarische Offizier, der im

⁸ Thomas Moser, *Domino und andere Spiele. Von der Boulevardisierung und Privatisierung einer Revolution*, in: DA 43 (2010) 1, S. 117–122.

August 1989 den Eisernen Vorhang entgegen der offiziellen Befehlslage öffnete, hätte vorkommen müssen usw. – In der Tat fehlte vieles. Die gute Nachricht ist, dass es dennoch keinen Grund zur Klage gab. Denn das öffentliche Gedenken an 1989 war dieses Mal so vielfältig, dass für jeden Geschmack und für jedes Bildungsniveau eine Vielzahl hochwertiger Darstellungen und Würdigungen zur Verfügung stand. In diesem Sinne war der Boulevard des deutschen Erinnerns an 1989 ein Gewinn.

Selten in den letzten zwei Jahrzehnten war historisches Erinnern in Deutschland so umfassend und trotz aller Förmlichkeit so echt. Staat, Kirchen und öffentliche Institutionen machten Angebote – und die Deutschen nahmen sie meist mit Interesse an und fügten ihre eignen Erinnerungen und Emotionen hinzu. Banales und Bewegendes, Unwichtiges und existenziell Neues über 1989 kam zur Sprache. Vieles wiederholte sich, doch durch diese Bestätigung brannten einst flüchtige Bilder und Geschichten sich nun auf Dauer ins kollektive Gedächtnis. Das Bild von 1989 wurde klarer und differenzierter, vor allem aber drangen wichtige Grundfakten endlich ins öffentliche Bewusstsein und ersetzen alte Vorurteile und Klischees. Offenbar gehören solche öffentlichen Riten der Erinnerung zu einem menschlichen Grundbedürfnis. Angela Merkels morgendlicher Gang über die Bornholmer Brücke in Begleitung osteuropäischer Bürgerrechtler und Politiker beispielsweise mochte manchem Ahnungslosen als belanglose Geste erscheinen. Als symbolischer Versuch, der überwundenen Topografie des Kalten Krieges im Berliner Novembriesel zu gedenken, war sie eindrucksvoller als manche hochtönende Wortlawine.

Selbst die ewige Frage nach der deutschen Identität scheint im Zuge der 1989er-Jubiläen überraschenderweise »urdeutsche« Diskurse in die längst verloren geglaubte Phase ihrer Kanonisierung zu bringen: Den Wunsch nach einer gelingenden deutschen Revolution zugunsten der Demokratie und den alten Traum vom einheitlichen Nationalstaat. Im Abstand von 20 Jahren scheint sich 1989 als Antwort auf etwas herauszukristallisieren, was deutsche Dichter und Denker für Jahrhunderte in Atem gehalten hatte, was jedoch seit den Sechzigerjahren in Ost wie West aufgegeben bzw. für obsolet erklärt worden war. Inzwischen scheint die

historische gelungene Verwirklichung dieser Wünsche im Ausland fast mehr Beachtung zu finden, als unter den Deutschen. Seit 1989 wird kaum noch jemand um den Schlaf gebracht, wenn er nachts an Deutschland denkt. Die europäische Revolution hat uns Deutschen eine schon verloren gegebene Freiheit gebracht und einen demokratischen Nationalstaat geschaffen, der von niemandem als bedrohlich empfunden oder in Frage gestellt wird. Was 1989 den meisten völlig absurd erschien, ist heute eine Banalität, kaum der Rede wert. Der Mythos 1989 bedeutet offenbar mehr als das Ende einer unseligen Nachkriegsordnung.

Auch dies folgt aus dem Gedenkmarathon zu 1989: Am 3. Oktober 2010 erwartet uns das 20-jährige Jubiläum zum Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes, der aus den beiden deutschen Teilstaaten der Nachkriegszeit einen gemeinsamen machte. Man muss kein Prophet sein, um vorauszusagen, dass die Gedenkfeiern nicht annähernd so populär, vielfältig und breitgefächert ausfallen werden wie die des vergangenen Herbstes, auch wenn die Medien sich in Bilanzen und Dokumentationen zum Thema ergehen, die zuständigen Institutionen ihre Pflicht tun werden und sich am Brandenburger Tor wieder eine volkstümliche Festmeile bunt bevölkern wird. Schon weil der »Tag der deutschen Einheit« eher dem Gedenken eines Verwaltungsaktes gilt, an dem die Mehrheit der Deutschen keinerlei Anteil hatte, ist das Erinnern an ihn weniger lebendig als an den überraschenden Moment, in dem die Westdeutschen schlagartig in die laufende Revolution des Ostens hineingerieten. Der 9. November 1989 war der erste Tag, an dem sich das Schicksal Millionen Deutscher in Ost und West wieder berührte, ein emotionaler Moment von so tief greifender Bedeutung, dass jeder, der damals denken konnte, sich noch heute daran erinnert, als wäre es gestern gewesen. 166 Kilometer durchlässig gewordener Betonmauer in Berlin standen stellvertretend für den Zusammenbruch einer Weltordnung. Selbstverständlich gab es vorher und nachher in der historischen Abfolge der Revolution ebenso wichtige Ereignisse, etwa der 9. Oktober 1989, als die Macht der SED erstmals erfolgreich bezwungen wurde, oder die freien Wahlen am 18. März 1990: Beide Daten markieren entscheidende Schritte auf dem lange Zeit unwahrscheinlichen Weg zur Versöhnung zwischen

Ost und West. Doch der eigentliche »Tag der deutschen Einheit« im kollektiven Gedächtnis – nicht nur der Deutschen – bleibt eindeutig der Moment des unerwarteten Wiedersehens, als die Revolution unumkehrbar und friedlich eine gesamteuropäische wurde.

Und so wie der offizielle Gedenktag für die deutsche Einheit in erster Linie eine Angelegenheit der staatlichen Institutionen bleibt, wird auch das langjährige Bemühen um ein angemessenes Denkmal der deutschen Einheit selbst im glücklichsten Fall nur der Form nach gelingen können. Denn im kollektiven Bewusstsein – nicht nur der Deutschen – existiert das Denkmal bereits, seit dem 22. Dezember 1989. Und es ist so populär, wie es kein anderes Denkmal werden kann. Seit seiner Wiedereröffnung ist das Brandenburger Tor am Pariser Platz in Berlin für die Deutschen und ihre Gäste aus aller Welt *das* unverwechselbare Symbol für ein friedlich vereintes, weltoffenes Deutschland. Ob ein weiteres Ein-

heitsdenkmal künftig in Berlin, in Leipzig, in beiden Städten oder anderswo errichtet wird oder nicht, wird für die Mehrheit der Deutschen ebenso irrelevant wie dessen Aussehen sein. Denn ein Ort lebendigen, freudigen Gedenkens an die deutsche Vereinigung existiert bereits – unabhängig von den Vorstellungen sämtlicher zuständiger Erinnerungsinstitutionen. Deshalb wäre es sinnvoller, das Geld zum Bau und Erhalt des Denkmals für dringendere gesamtdeutsche Zwecke auszugeben. Zum Beispiel für ein Archiv, das die deutsch-deutsche Teilungsgeschichte und ihr glückliches Ende nach dem Vorbild von Steven Spielbergs *Visual History Foundation* mit den zeitgemäßen Mitteln der *oral history* erforscht. Statt der einseitigen Herrschaftssprache der Partei- und Staatsakten könnten so endlich die weiterführenden Berichte von Zeitzeugen und Betroffenen aufbewahrt und zur Grundlage künftiger Geschichtsschreibung werden – wenn, ja wenn die bürokratische Regel der Zweckgebundenheit heute bereits bewilligter Denkmals-Mittel dies nicht verhindern würde.